



Maria Happel

»Das Schnitzel
ist umbesetzt«

Was bisher geschah ...

AMALTHEA

Maria Happel

»Das Schnitzel ist umbesetzt«

**Maria
Happel**

**»Das Schnitzel
ist umbesetzt«**

Was bisher geschah ...

MIT 54 ABBILDUNGEN

Amalthea

Für Paula und Annemarie

Inhalt

Die Friseurin
Hühnermist und Gene
Mein kleiner Papa
Die Überraschung
Das Wunder
Von der Kuh in die Kirchgasse
Das Damenorchester
»Eine Spritze, ich brauche eine Spritze!«
Meine Schwester Evi
Da hab ich die Kirche im Dorf gelassen
Die Empore
Der Exorzist
Verdirbt die Pille die Moral?
»Sie sind ja kein deutscher Typ«
Ich fühlte mich wohl auf der Reeperbahn
Domenica
Von der Hansastrasse ins Hansa-Theater in Berlin
Der Firmling
Mutter
Erste Schritte auf dem Parkett

»Das Ganze ein Stück« –
Oder wie ich Xenia Hausner kennenlernte
Wie kam es zur »Piaf«?
Die Folgen des Erfolgs
Ein Mäzen für mich allein
Eine kleine Notlüge
Hertha geht sterben
Der Ausstieg und die Heilung
»Die Stunde, da wir nichts voneinander wussten«
»Liliom«
Meine Lehrer
Ach, diese Männer!
»Geh auf deinen Platz!«
Man machte mich nicht zur Minna
Opernball oder Hochzeitstag?
Und der Haifisch, der hat Zähne
»Der Bettler von Soho«
Hol's der Teufel
Die Kritik
Ein Hochzeitstag und seine Folgen
Das Salzburger Nockerl
Comeback to Burgtheater
Die Grille
Wien/Berlin
Ein paar Vorschläge hätte ich ...
Reichenau
Aber dann ... Inszenierungen

Musik–Medizin–Mathematik

Maria macht das schon

Zum Film

Klimawechsel

Das Schnitzel wird umbesetzt!

Ich mach mich doch nicht zum Affen!

Heimat!

Datensynopsis

Film und Fernsehen · Regie · Theater

Namenregister

Die Friseurin

»Bitte stellen Sie das Rauchen ein und schnallen Sie sich an, wir landen in wenigen Minuten.« – Zufrieden registrierte ich, dass die Damen meiner Aufforderung nachkamen und ihre Zigaretten im Aschenbecher ausdämpften. Ich war fünf Jahre alt, das Mikrophon in meiner Hand war eine Haarbürste und die Boeing 707 unser kleines Friseurgeschäft in der Kirchgasse in Rück.

Meine große Schwester Gertrud, sie arbeitete als Sekretärin in einer Chemiefaserfabrik, hatte mir beigebracht, dass man »Stjuwardess« sagt, es aber »Stewardess« geschrieben wird. Mein Berufswunsch war klar, spätestens als Frau Binder von ihrem Urlaub in Bulgarien erzählte und so braun war, wie man es unter unserer Sonne sicher nie werden konnte. – Außer vielleicht mein Papa, wenn er im Sommer täglich oben auf dem Weinberg herumkraxelte – mit einem Taschentuch auf dem Kopf, das an den vier Zipfeln verknotet war.

»Bulgarien« – was für ein schönes Wort. Und so modern. Frau Binder war wasserstoffblond und modern. Ihr Sohn Dirk ging mit mir in die erste Klasse. »Dirk« – was für ein moderner Name. Sie kamen auch nicht aus unserem Dorf, sie waren zugereist – und sind auch bald wieder abgereist, aber sie brachten zum ersten Mal den Duft der großen weiten Welt in meinen kleinen Flughafen, der sonst meine Nase mit einem Gemisch von Haarsprays, Festigern, Wasserstoffperoxid, Seife, Farbe, Dauerwellflüssigkeit und Zigarettenrauch füllte.

Um die Ecke war der Bedienungsplatz für Herren, auf dem mein Vater regelmäßig die alten Männer einseifte und wo er auf einem

Lederband das Rasiermesser schärfte. Dort roch es anders, denn in der Ecke hinter dem Herrenstuhl war die Vitrine mit den Zigarren – »Handelsgold« – und den Zigaretten, die man nicht im Automaten ziehen konnte. »Rothände« und »Eckstein«. Ohne Filter, versteht sich. Und dieser Kinderdrehstuhl aus Holz, auf dem man so gut Karussell fahren konnte.



Meine Mutter im Friseurgeschäft.

Diese dümmlichen Kinder, die Angst vor dem Haare schneiden hatten. Wie oft wurde ich gerufen, um sie abzulenken oder Faxen zu

machen, damit man ihnen nicht ins Ohr schnitt. Wie viel interessanter war es doch bei den Erwachsenen.

Nicht immer verstand ich alles, was so besprochen wurde, wenn ich meiner Schwester Marga, der Friseurin, die Lockenwickler anreichen durfte und sie sich mit gedämpfter Stimme und in ruhigem Ton um ihre Kundinnen kümmerte. Mit zunehmendem Alter erkannte ich, dass es immer dann besonders interessant wurde, wenn man mich bat, doch mal den Putzeimer von draußen zu holen, oder mich auf andere Art und Weise versuchte wegzuschicken. Es musste ein großes Geheimnis geben, und das galt es zu lüften.

Interessant und hilfreich war da natürlich die Lektüre. Ich durfte als junges Mädchen nie eine »Bravo« haben – brauchte ich auch nicht –, ich war mit der »Frau im Spiegel«, »Brigitte« und »Tina«, der »Neuen Post« und der »Madame« schon sehr viel weiter.

Hühnermist und Gene

Ich bemerkte, dass ich anders war. Spätestens, als ich in die Pubertät kam und sich mein rechter Busen rasant schneller entwickelte als der linke. Unsere Aushilfsfriseurin aus Eschau gab mir damals den Tipp, Hühnermist draufzugeben. An einem Samstagvormittag im vollbesetzten Salon! – Ich brauchte Tage, um mich zu beruhigen, und betrat das Geschäft nie mehr, wenn sie da war. Wie erniedrigend und hässlich das gewesen war.

Unsere Hausärztin, Frau Doktor Metzger, die einen schwerbehinderten Sohn hatte und Kriegerwitwe war, jeden Donnerstag kam, um sich die Haare waschen und legen zu lassen, im Anschluss meinem Großvater eine Vitamin-Aufbau-Spritze gab, meiner immer kränkelnden Mutter den Blutdruck maß und mit meiner Großmutter einen Kaffee trank, konnte mir da auch nicht helfen. Keine Frau sei gleichmäßig, das müsse man eben mit einer Brosche kaschieren.

Wie stellte sie sich das eigentlich vor? So große Broschen gab es nicht, und mit einer angesteckten Rose am Gymnastikanzug im Sportunterricht zu erscheinen, fühlte sich auch nicht gerade gut an.

Meine Mutter Paula kaufte in einem Nähzubehör-Laden zwei Schaumstoff-Einlagen, die ich dann immer unter dem BH trug. Wenn man die Augen vor dem Spiegel ein wenig zukniff, war es erträglich – außerdem hätte ich es eh nicht ändern können.

Ich wurde auch nicht so groß, wie ich es mir wünschte oder wie meine Mutter es mir mit ihren Genen hätte mitgeben können.

Mein kleiner Papa

Als Onkel Albert heiratete – er war nicht mein richtiger Onkel, er war der Sohn einer Cousine meiner Großmutter Maria, aber Familie und blitzgescheit in seinem Bereich, jedoch im gewöhnlichen Leben untauglich: wie ein Verkehrsminister, der den Führerschein nicht machen konnte.



Meine Eltern.

Jedenfalls, bei dieser Hochzeit mit einer Hauswirtschaftslehrerin, die uns mal zu Kaffee und Kuchen eingeladen hatte und den

ultimativen Kirschkuchen, den es übrigens immer gab, wenn wir da eingeladen waren, mit ganzen Kirschen machte. Wegen dem Geschmack. Alle saßen am Tisch und sprachen nicht mehr, weil sie nicht wussten, wohin mit den Kirschkernen im Mund.

Bei dieser Hochzeit also, bei der meine Eltern als Trauzeugen fungierten und zu der ich aus unerfindlichen Gründen nicht mit durfte – eigentlich war ich sonst ein sehr versiertes und brauchbares Brautmädchen –, trug meine Mutter ein wahnsinnig schickes cremefarbenes Kostüm, cremefarbene Schuhe mit für ihre Verhältnisse hohen Absätzen und einen cremefarbenen Hut mit breiter Krempe und Seidenblüten darauf.

So unglaublich mondän ist sie mir in Erinnerung – und mein armer kleiner Papa Edmund stand daneben. Sie hatten übrigens die gleiche Schuhgröße, was mir persönlich immer peinlich war.

Es gibt ein Foto von der Trauung, und wenn man genau schaut, dann sieht man meinen armen kleinen Papa, wie er so voller Stolz auf dieses Flaggschiff neben sich blickt, und damit sind die Größenverhältnisse wieder klar.

Die Überraschung

Meine Eltern haben sich sehr geliebt. Zumindest bin ich zu einem Zeitpunkt in ihr Leben getreten, als alle Hindernisse längst aus dem Weg geräumt waren.

Die Kinder waren groß und ich war die Riesenüberraschung nach zehn Jahren. Mutti war zweiundvierzig, Papa fünf Jahre älter. Ein Unglück in einem Achthundert-Seelen-Dorf. Das feucht-fröhliche Ende eines Kappen-Abends, der traditionellen Karnevalsveranstaltung der Chemiefaserfabrik, in der mein Vater sich in Nachtschichten etwas dazu verdiente, teilte sich eine Zelle mit mir. Der Drang zum Verkleiden war somit von Anfang an da. Und der Hang zum Theatralischen auch.

Wie schwierig, allen zu erzählen, dass ich unterwegs war. Der Großmutter, die mit uns Kindern so lieb, aber mit der eigenen Tochter so streng umging. Den zum Teil schon erwachsenen Kindern, von denen sich meine Schwester Gertrud, die Sekretärin, drei Tage lang einschloss und Monate brauchte, um es ihren Schulkameradinnen zu erzählen.

Und dann Komplikationen in der Schwangerschaft: Meine Mutter musste liegen – und gegen Ende: erneute Komplikationen. Sie hatte immer Hausgeburten gehabt, problemlos – ich: Krankenhaus, Risiko. Zwei Wochen vor meiner Geburt musste mein armer kleiner Papa unterschreiben. Man sagte ihm, dass möglicherweise nicht beide die Geburt lebend überstehen würden, und wollte wissen, ob man der Frau oder dem Kind dann den Vorrang geben sollte. Mein armer kleiner Papa entschied sich für meine Mama.

Ich entschädigte alle mit einer leichten Niederkunft, und noch Jahre später schwärmte die Hebamme, wenn sie mich irgendwo traf, von der blau-schwarzen Haarpracht, mit der ich das Licht der Welt erblickt hatte. Geboren fürs Friseurgeschäft.



Rollschuhe oder Geschwisterchen?

Mein Großvater August fiel fast vom Apfelbaum, als er die frohe Nachricht bekam. Eine »Maria« wollte er, eine Maria, weil ich doch ein Geschenk sei, wo er so zur Jungfrau Maria gebetet hätte. Meine Mutter, die sich so sehr eine »Carla« gewünscht hatte, kam gegen den frommen Wunsch ihres Vaters nicht an.

Mein Bruder Alfred durfte an diesem ereignisreichen Tag sogar von der Schule nach Hause. Um die Spannung noch zu erhöhen, fragte man ihn, was er denn lieber hätte: ein Geschwisterchen oder ein Paar Rollschuhe? – Zu seinem dreißigsten Geburtstag schenkte

ich ihm dann welche, weil er mir immer vorgeworfen hatte, damals die falsche Antwort gegeben zu haben.

Das Wunder

An meine Kindheit denke ich mit der größten Zärtlichkeit. Ich erfuhr in meiner Familie viel Liebe.

Der Großvater saß auf seinem Thron, einem ausrangierten Altherren-Friseurstuhl, dem er einen schattigen Platz unter dem Kirschbaum im Garten gegeben hatte – gleich hinter dem Hühnerstall. Im Winter zog er sich in das kleine Gartenhäuschen zurück, wo er Buch führte, wie viele Eier die Hühner gelegt hatten. Dort brachte er mir das Lesen der Uhr bei und betete mit mir zu Mittag zu den Engeln des Herrn.

Ich liebte es, unter dem Kirschbaum auf seinem Schoß zu sitzen.

»Opa, erzähl mir ein bisschen vom Krieg.«

Und wieder erzählte er mir die Geschichte, wie er seinem sterbenden Kameraden im Feld die Augen zugeedrückt und der Hunger ihn gezwungen hatte, das letzte Stückchen Brot aus dessen Brotsack zu nehmen.

Manchmal wanderten wir rauf zum Kapellchen am Weinberg, da konnte man das Wandgemälde sehen, das genau dieses Erlebnis darstellte – und die beiden Tafeln mit den Gefallenen und Vermissten aus dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg. Beide hat der Großvater miterlebt. Im Ersten hat er gekämpft und im Zweiten seine Söhne verloren. Anton blieb vermisst, Karl war der Erste aus dem Dorf, der gefallen ist.

Meine Großmutter hat sieben Kinder zur Welt gebracht, doch einzig meine Mama blieb am Leben, obwohl sie ein Sieben-Monats-Kind war und nur vier Pfund auf die Waage brachte.



Meine lieben Eltern.

Sehr früh musste meine Mutter die häuslichen Pflichten übernehmen, zu denen meine kränkelnde Großmutter nicht mehr in der Lage war. Die Galle! Tagelang blieb sie im Bett liegen und überließ das Melken und Kochen und Putzen ihrer zwölfjährigen Tochter Paula.

Ihren Sohn Karl hat sie wohl am meisten geliebt, die Großmutter. Ich erinnere mich ganz genau an ein übergroßes Foto von ihm, das golden gerahmt an der Wand hing: Es zeigte einen ernsten jungen Mann in Uniform, der mich mit seinen Augen in jede Ecke des

Raumes verfolgte. Vor seinem Bildnis verloren die Erzählungen meines Großvaters vom Krieg alles Märchenhafte und verwandelten sich in Gruselgeschichten. Zumal auch das Wunder, das mit seinem Tod einherging, seinen Teil dazu beitrug.

Die Großmutter, die so gepeinigt war von Gallenschmerzen, sich aber nicht operieren lassen wollte, weil sie bei genau solch einem Eingriff eine Schwester verloren hatte, flüchtete aus dem Krankenhaus und ging zu Fuß nach Hause. Daheim angekommen, trank sie, obwohl man es ihr strengstens verboten hatte, ein kaltes Bier – und es schmeckte ihr wie selten. Dann legte sie sich ins Bett, und bevor sie einschlief, rief sie ihrem Sohn, der Tage zuvor eingerückt war, zu: »Karl! Hilf du mir doch!«

Ich weiß nicht, wie oft ich als Kind diese Geschichte gehört habe. Jedenfalls: Die Großmutter erwachte und war gesund. Der Karl aber war gefallen und blickte jahrzehntelang stumm in unser Wohnzimmer hinein. – Der Karl hätte das Friseurgeschäft übernehmen sollen, welches schon der Großvater neben der Landwirtschaft führte. Was sollte jetzt nur werden?

Von der Kuh in die Kirchgasse

Der Atem hat nicht gereicht. Mein armer kleiner Papa war gerade einmal drei Jahre alt, als sein Vater Georg an einer Lungenkrankheit starb und seine Mutter mit vier kleinen Kindern allein ließ.

Ich habe Oma Lina kaum gekannt. Aus meiner Sicht hatte sie große Nasenlöcher. Man musste mich auf den Arm nehmen, damit ich im Leichenschauhaus die Oma durch die Glasscheibe noch mal sehen konnte. Von hier waren sie nicht mehr so groß und die Nase eher schmal in dem kleinen gelben Gesichtchen mit dem weiß gekräuselten Haarkranz, einem schwarzen Kleid und einem Rosenkranz um die gefalteten abgearbeiteten Hände.



*Vor meiner Zeit (meine Eltern Paula und Edmund,
Bruder Alfred, Schwester Evi, meine Großeltern Maria und August,
meine Schwestern Marga und Gertrud).*

Die Cousinen weinten, meine Schwestern weinten – ich weinte auch ein bisschen, und keiner bemerkte, dass es nicht echt war, denn man hatte mich längst wieder abgestellt und ich verschwand inmitten der schwarzen Hosenbeine und Nylonstrümpfe meiner großen Familie.

Nur zwei Kühe hatte sie gehabt, die Oma Lina. Oft nicht einmal genügend Milch für Eva, Else, Emil und den kleinen Edmund – Edmont, wie man ihn später in Metz genannt hat. Ja, die Französinen dort haben ihn gemocht, aber auch hier im Dorf war er ein begehrter Junggeselle, der gutaussiehende, schwarzhaarige junge Herr, der bereits mit zwölf Jahren als Hilfsknecht und Waldarbeiter ein paar Pfennige dazu verdienen musste und für den der Eintritt in den Arbeitsdienst eine Erlösung war.

Meine Mutter war auch verliebt in ihn, kam der Edmund doch oft ins Haus, da er der beste Freund von ihrem Bruder Anton war, dem zweiten Sohn meiner Großmutter. Er war der Letzte der Vermissten auf dem Bild im Kapellchen.

Das Damenorchester

Der Anton wurde von der ledigen Schwester meiner Großmutter Maria großgezogen, die im Elternhaus geblieben war, denn die Oma war als Bauersfrau doch überfordert. Ihr Schwiegervater hat gesponnen, geisterte in der Nacht durch das Haus und war angriffslustig. Kein einfaches Leben für eine zarte Musikerin, die den Geigenhals gegen den Stiel einer Mistgabel tauschen musste.

Der August war fünf Jahre älter als meine Großmutter, doch sie hat ihm bereits in der Schule die Hefte korrigiert. Er kam ins Haus wie die meisten jungen Männer aus dem Dorf, um beim alten Otto Miltenberger, meinem Urgroßvater, ein Instrument zu lernen.

Die meisten Kinder aus dem Dorf spielten ein Instrument und hatten Unterricht beim alten Otto Miltenberger, der jedes Instrument spielen konnte, das er jemals in den Händen gehalten hatte. »Wer viel Geld hat und viele Geiß, der ist ärmer, als er weiß«, war einer seiner beliebten Sprüche.

Sechs Töchter und keinen Sohn. An wen sollte er nur das Küfer-Handwerk weitergeben? Aber was für ein Vergnügen, die Mädchen musizieren zu hören. Sie spielten so schön, und an den Abenden quoll aus den Fenstern des kleinen Fachwerkhauses in der Mitte des Dorfes die Musik und durchwehte den ganzen Ort.

Kein Wunder also, dass sich die Dorfburschen zur Erntezeit gerne einfanden und dem Otto ihre Hilfe anboten. Schon alleine der Blick lohnte sich, wenn die Töchter gegen Mittag die Vesper in großen Körben auf das Feld brachten und die eine beim anderen länger verweilte als eigentlich notwendig gewesen wäre.